

btb

Margarethe, eine Frau Anfang 90, besucht noch einmal den Ort ihrer Kindheit. Auf der Reise dorthin kommen ihr Szenen aus der Vergangenheit in den Sinn: mit ihrem ersten Mann Ma, den sie im 2. Weltkrieg kennenlernte und der nach seiner Rückkehr aus englischer Gefangenschaft ein anderer war. Sie denkt an Lena, ihre gemeinsame Tochter, die sich im Lauf der Jahre von ihr entfernt hat und die sie in wenigen Stunden treffen wird ...

Die Leben von drei Menschen werden erzählt, in deren Biographie sich die Geschichte des letzten Jahrhunderts eingegraben hat.

»Sensibel und genau geht dieser Roman den Spuren der ›großen‹ Geschichte nicht nur in den Schicksalen kleiner Leute, sondern auch in ihrem Gedächtnis nach.« Standard, Wien

MELITTA BREZNIK, geb. in Kapfenberg, Österreich, studierte Humanmedizin und wurde zur Praktischen Ärztin ausgebildet, bevor sie sich als Fachärztin in Psychiatrie und Psychotherapie spezialisierte. Sie lebt in der Schweiz im Kanton Graubünden. Bei Luchterhand sind von ihr bisher erschienen: »Nachtdienst« (Erzählung 1995), »Figuren« (Erzählungen 1999), »Das Umstellformat« (Erzählung 2002), »Nordlicht« (Roman 2009), »Der Sommer hat lange auf sich warten lassen« (Roman 2013), »Mutter. Chronik eines Abschieds« (Roman 2020).

Melitta Breznik

Der Sommer hat lange
auf sich warten lassen

Roman

btb

Basel Juni 2011

Mit einem Mal ein blauer Himmel über der Stadt, dünne Nebelschwaden ziehen zwischen den Bäumen den Fluss entlang, unwirklich die Schwere der letzten Tage, die ich jetzt kaum noch wahrnehme, so sehr beruhigt mich die Wärme der Sonnenstrahlen. Im grünlich blinkenden Wellentreiben des Flusses bricht sich das milde Licht, dessen Widerschein funkelnd bis in die Tiefen meiner Augäpfel dringt. Ich höre das Geplätscher der sich am Bug der Boote brechenden Strömung des Rheins, hebe meinen Kopf, lege ihn zurück auf die Stütze des Rollstuhls und schließe die Lider. In zwei Stunden werde ich im Zug nach Frankfurt sitzen. Sieben Uhr, die Glocke des Münsters beginnt zu schlagen, keiner hat bemerkt, wie ich das Haus verlassen habe. Ich wollte Helen nicht begegnen, die sonst als Erste der Pflegerinnen auf ihrem Fahrrad die Einfahrt hereinkommt, zu meinem Fenster sieht und winkt. Die anderen Angestellten kommen gewöhnlich etwas später, sie verteilen sich nach und nach im Speisesaal, der Küche und den Zimmern und füllen das Haus mit Geräuschen, die den Ablauf des Alltags der alten Menschen begleiten. Viele stammen von weit her,

haben dunkle Haut und einen brüchigen Akzent und scheinen es nicht als Last zu empfinden, mit Menschen, die ihre Großeltern sein könnten, den Tag zu verbringen. Ich bewohne eine der Zellen, wie ich die kleinen Wohneinheiten nenne. Es gibt kaum Platz, um die Möbel, die ich mitgenommen habe, in den Ecken unterzubringen, denn viele freie Flächen gibt es nicht, nur eine lange Wand für das Bett und die für den Schrank. Die dritte Seite ist dominiert durch ein großes Fenster mit Aussicht in den Garten, wo der Kastanienbaum nach einem langen Winter und einem nassen Frühling in den letzten Wochen seine hellgrünen Blätter entfaltet hat. Oft sind die Wohnzellen überladen, verstellt, und ich wundere mich manchmal darüber, wie meine Mitbewohner das eigene Nest gestalten, das sie oft tagelang nicht verlassen können, wenn draußen der Schnee in feuchten Flocken vom Himmel fällt und meine Nachbarin Käthe nicht mehr aus dem Bett mag oder Paul von seinen Gelenkschmerzen wie gelähmt ist. Ich kenne diese grauen Stunden, die es trotz der dunklen Gedanken zu überwinden gilt. Ich muss mir dann vor dem Spiegel Mut zusprechen oder mich ermahnen, wenn ich meine unordentliche Frisur bemerke oder die verknitterte Bluse, die ich nicht gebügelt habe in der Überzeugung, ich würde mein Zimmer an diesem Tag nicht verlassen. Noch immer lege ich Wert darauf, meine Wäsche selbst zu waschen, und darauf, das Mittagessen in der kleinen Kochnische für mich zuzubereiten, denn es graut mir davor, von anderen abhängig zu sein. Die Trägheit des

Alters hat längst begonnen. Ich bemerke sie vermehrt seit Alexanders Tod, weil jede Aktivität aus mir selbst kommen muss. Ich will nicht abgefüttert werden mit einem beliebigen Programm, das für die Insassen hier zusammengestellt wird. Die Heimleitung veranstaltet für uns eine Nationalfeier, ein Sommernachtsfest oder ein Adventssingen, doch spätestens um fünf Uhr abends werden die Tische im Speisesaal wieder in die übliche Ordnung gebracht, damit das Essen rechtzeitig serviert werden kann und wir Alten bis um sieben in unseren Zimmern verschwinden können, zurückgeworfen in unsere eigene Nacht.

Seit einem Jahr wohne ich hier in dieser Altenklausur, die so übel nicht ist, wie ich zunächst angenommen habe, es gibt Schlimmeres. Aber es ist anders hier als im »Grünen Haus«, das von uns so genannt wurde, weil es von oben bis unten mit Efeu bewachsen war. Das »Wir« steht für Alexander und seine Freunde, mit denen ich vor mehr als zwanzig Jahren das desolate Gebäude in einem Vorort der Stadt gekauft und umgebaut habe, als Domizil für die Jahre, wenn wir wegen zunehmender Gebrechlichkeit nicht mehr alleine würden wohnen können. Es war ein großes Projekt, auf das wir uns eingelassen hatten, und außer ein paar guten Ideen und Zeit für die Organisation, die ich aufbrachte, um die Handwerker zu koordinieren, hatte ich nicht viel beizusteuern gehabt. Meine Rente war klein und einen Teil des Ersparten hatte ich Lena, meiner Tochter, und ihrem Mann Phillip für den Hauskauf in London übergeben.

Paul und ich sind nun übrig geblieben. Die Bewohner des »Grünen Hauses« sind tot oder zu ihren Kindern gezogen. Alexander, mein zweiter Mann, hat vor drei Jahren einen Schlaganfall nicht überlebt. Vielleicht ist es gut so, denn er konnte nicht mehr sprechen, nicht gehen, und wenn ich versuchte, ihn zu füttern, sah er mich mit einem großen braunen Auge an, das andere verklebt mit einer Folie, die das Austrocknen verhindern sollte. Er gab mir zu verstehen, dass er meine Bemühungen zu schätzen wusste, sich aber lieber verabschieden würde, und das tat er dann auch. Lise, die gemeinsam mit ihrem Mann in Südafrika ein Weingut bewirtschaftet hatte, war im Alter allein nach Europa zurückgekehrt. Sie hatte ihre Abschiede mit opulenten Abendessen inszeniert, wenn sie nach ein paar Monaten des Sommeraufenthaltes in Basel wieder in den Süden abreiste. Ich hatte jedes Mal den Eindruck, als würde sie sich für immer verabschieden. Ich wusste um ihre Angst, wenn sie ein Flugzeug bestieg. Es graute ihr daran zu denken, mit unbekanntem Menschen in einer Konservenbüchse, wie sie es nannte, über dem Meer abzustürzen oder an einem Bergmassiv zu zerschellen. Seit Jahren betrat sie keine Maschine, ohne sich vorher zu betrinken und ein Döschen mit Beruhigungspillen am Leib zu tragen für den Fall, dass sie im Getümmel ihre Handtasche nicht mehr finden würde. Sie schilderte mir Schreckensszenarien, die ihr durch den Kopf gingen, von wild gewordenen Mitpassagieren, die nur versuchten, das eigene Leben zu retten, und schreienden Kindern, die zertrampelt wur-

den. Die Angst vor Tod und Krankheit gehörte seit Jahren zu ihr, und sie konnte sich kaum mit ihren Falten im Gesicht anfreunden, doch das war für mich kein nachvollziehbarer Grund, dem Leben ein Ende zu setzen. Im August vor vier Jahren fand man sie leblos am Wehr auf der deutschen Seite des Rheins, und ich konnte ihr den grußlosen Abschied, ohne Hilferuf, ohne ein Wort des Adieu, nicht verzeihen. Ich habe ein Bild von ihr über dem Plattenspieler aufgehängt, und immer wenn ich Madame Butterfly mit der Callas auflege, sehe ich sie neben mir sitzen, in sich versunken, mit geschlossenen Augen. Ein sehnsuchtsvoll gespanntes Ziehen hat ihre Nackenmuskulatur ergriffen, die den Kopf in einer leichten Schiefelage hält, in einer Mischung aus Andacht und Hingabe. Lise ging als Erste und nach Alexander kam Friedrich, sein bester Freund. Er kämpfte lange gegen den Lungenkrebs und vor drei Jahren im Sommer nahm er ihm dann doch die letzte Luft. Er vererbte uns seine Bücher mit zahlreichen Bänden über Geschichte und Kunst in Europa nach 1900, die im Aufenthaltsraum des »Grünen Hauses« ohnehin einen großen Teil der Bibliothek ausmachten. Seine indische Frau Dadrah zog zu ihrem Sohn nach Signapore, einem Computerfachmann, der jedes Jahr mit seiner Familie ein paar Wochen in der Gästewohnung verbrachte. An den warmen Abenden saßen wir im Garten an einem langen Tisch, Lise, Dadrah und ihre indische Schwiegertochter kochten und hängten mit den zwei kleinen Buben, die nur Englisch sprachen, Lampions zwischen den Bäumen

auf. Eine märchenhafte Erinnerung wie aus Tausend-
undeiner Nacht. Dadrahs Sohn habe ich zu verdanken,
dass ich mit der neuesten Computertechnologie aus-
gerüstet bin und über das Internet telefonieren kann.
Paul ist noch da, ohne ihn hätte ich das »Grüne Haus«
nicht halten können, nachdem sämtliche Erben aus-
bezahlt worden waren. Er beklagte sich nie über den
Verlust seiner Frau Gina, die vor zwei Jahren elend
an den Metastasen eines Brustkrebs gestorben ist und
unter Morphinum, von den Ärzten halb in Schlaf ver-
setzt, ihre letzten Wochen verbrachte. Es war fast nicht
mehr zu ertragen gewesen, ihr zuzusehen, und ich er-
innere mich an unsere Diskussionen über Sterbehilfe,
bei denen wir heftig aneinandergerieten. Mit Paul be-
schloss ich vor einem Jahr das »Grüne Haus« zu verkauf-
en. Das übrig gebliebene Geld wird noch ein paar Jahre
unser Dasein hier im Rheinhof-Alterszentrum ermög-
lichen, denn ohne Rollstuhl werde ich nach den miss-
lungenen Knieoperationen vom letzten Sommer nicht
mehr auskommen, und das Projekt des Treppenliftes in
meine Wohnung in den ersten Stock war viel zu teuer
und aufwendig. Die notwendigen Arbeiten hatten wir
schon lange mit den Freunden besprochen gehabt, aber
als einer nach dem anderen aus der Gruppe starb, war es
zu spät, einen Umbau auszuführen. Wir alle haben die
Schnelligkeit und Gründlichkeit des Todes unterschätzt.
Ich wollte mich nicht als Neunzigjährige im »Grünen
Haus« verbarrikadieren, und anfänglich war mir daran
gelegen, jüngere Mitbewohner zum Einzug ins »Grüne

Haus« zu gewinnen, aber die Idee ist schließlich nach vielen Gesprächen mit Bewerbern daran gescheitert, dass Paul entweder keine Kleinkinder im Haus haben wollte, der kolumbianische Student mit seiner Freundin war ihm zu laut im Auftreten, die Frau, die in einer kleinen Buchhandlung in der Stadt arbeitete, nahm ihm zu wenig Rücksicht, als sie beim ersten Betreten des Gartens anfang, den Löwenzahn, der im Kies des Weges wuchs, auszuzupfen. Ich habe das »Grüne Haus« schweren Herzens verlassen, ich hätte gerne mit jungen Menschen dort gelebt. Wir hätten uns gegenseitig helfen können, vielleicht zu Mittag kochen oder die Kinder ins Bett bringen, wenn die Eltern ausgehen wollten, und die Märchen von Andersen vorlesen, die ich selbst als Kind so gerne gehört habe, besonders die Geschichte von der kleinen Meerjungfrau. Der Umzug ins »Ghetto« war nicht zu verhindern, obwohl ich versucht habe, ihn so lange wie möglich hinauszuschieben. Ich zog zunächst in das Gästezimmer im Parterre, damit ich weniger Treppen steigen musste, doch ich sah bald ein, dass dies keine Lösung war, als ich eines Tages klopfend und schreiend Paul herbeiholen musste, weil ich nicht mehr aus der Badewanne steigen konnte. Inzwischen habe ich mich hier im Heim eingewöhnt, habe meine Rückzugswinkel im weitläufigen Areal des Rheinofs gefunden, mitten unter den anderen im Foyer, aber auch im hinteren Gartenabschnitt beim Teich, gleich neben der alten mit Moos bewachsenen Mauer und dem kleinen Wasserfall der barocken Grotte, wo ich besonders an hei-

ßen Tagen einen kühlen Platz unter den Platanen aufsuche. Das Plätschern bringt mir dann Erinnerungen an Gegenden, die ich früher durchwandert habe, am Hochschwab oder im Engadin, an der Quelle des Inn, oder in der Schlucht bei Scuol, wo die türkisgrünen Wasser des Val S-charl und Val Mingèr sich durch das scheckig bunte Gestein der brüchigen Felsen gegraben haben. Das versetzt mich in einen glückseligen Zustand, wie früher beim Spazieren auf den lärchengesäumten lichten Wegen, deren Weichheit meinem Gang eine schwebende Leichtigkeit verlieh. An manchen Tagen bedrückt mich die Vorstellung, aus dem Heim nicht mehr wegzukommen. Doch wenn ich mich in meine inneren Welten versetze, bin ich zufrieden mit jedem neuen Tag, den ich ohne Schmerzen verbringen kann und an dem unerwartet ein warmes Lebensgefühl meinen Körper durchströmt.

Ich sitze am Uferweg des Rheins und sehe fünf Möwen zu, wie sie flussabwärts ziehen, die weißen Flügel getaucht in ein goldgelbes Schimmern, schlanke lange Schatten vor sich auf die leicht gekräuselte grüne Fläche des Wassers werfend. Der laue Dunst des Frühsommers überzieht alles und mir scheint, als würde ich das Licht mit jedem Jahr deutlicher wahrnehmen, als würde es nicht nur die Augen berühren, sondern dem ganzen Körper schmeicheln. Ich habe noch Zeit, erst beim Mittagessen wird Schwester Ines, die heute Tagdienst hat, bemerken, dass ich nicht da bin, nur die Nachricht auf dem Tisch in meiner Zelle wird sie finden, für deren

Wortlaut ich mir gestern viel Zeit genommen habe, um nicht alle im Heim zu alarmieren. Das Gepäck habe ich bereits mit dem Taxi zum Bahnhof transportieren lassen, ein Detail auf das ich früher nie gekommen wäre. Nun lehrt mich meine Hilflosigkeit durch rechtzeitiges Planen unabhängiger zu werden von der Hilfe anderer. Ich genieße das Bewusstsein, für ein paar Stunden von niemandem vermisst zu werden, es gibt mir eine innere Freiheit, die mich mit Behagen erfüllt. Wenn niemand wusste, was ich gerade tat und an welchem Ort ich mich aufhielt, fühlte ich mich unbeschwert, und ich verschaffte mir bereits als Mädchen erfindungsreich Freiräume, um der zwanghaften Kontrolle von Onkel Heinrich und Tante Else, bei denen ich in Wien aufgewachsen war, zu entkommen. Jetzt gibt es niemanden mehr, dem ich hier fehlen werde, außer Paul. Lena lebt seit Jahren in London, und heute werden wir uns nach Monaten wieder treffen. Ich freue mich darauf, sie zu sehen. In den letzten Jahren haben wir uns mehrmals heftig gestritten, wenn es wieder um meine Haltung zu ihrer künstlichen Befruchtung ging. Aber im Untergrund schwelt seit ihrem Weggang von zu Hause noch etwas ganz anderes zwischen uns, der Vorwurf an mich, ich hätte Schuld am Tod meines ersten Mannes Max, ihres Vaters. Sie hat keine Ahnung davon, wie sehr ich mich noch heute mit den Erinnerungen an damals quäle. Wenn ich an Max denke, dann fehlt er mir auch heute noch, nach mehr als vierzig Jahren, und er ist jung, wie damals nach dem Bombenangriff, als wir uns das erste Mal in Wien be-

gegnet sind. Vielleicht wäre er nicht so alt geworden wie ich, aber wir hätten wohl noch einige Jahre länger miteinander leben können. Gerade in den letzten Tagen sehe ich ihn immer wieder vor mir, ein Bub aus dem gegenüberliegenden Wohnblock, mit seinen braunen Augen und den welligen rötlichen Haaren, erinnert mich an ihn. Wenn ich am frühen Nachmittag im Garten sitze, sehe ich ihm zu, wie er von der Schule heimkommt und seiner Mutter zuwinkt, die ihn vom Balkon aus begrüßt, so als hätte sie bereits auf ihn gewartet. Als Max in diesem Alter war, hat sich für ihn von einem Tag auf den anderen sein ganzes Leben verändert. Das war in den Dreißigerjahren.

Lena wird heute überrascht sein, denn als wir uns das letzte Mal gesehen haben, war ich noch nicht auf den Rollstuhl angewiesen. Davon habe ich ihr bis jetzt nichts erzählt. Es war sicherlich ungeschickt von mir, aber ich wollte es ihr in den letzten Monaten, als wir wieder unbeschwerter am Telefon miteinander reden konnten, nicht sagen. Immer wenn ich an Lena denke, habe ich das viel zu dünn geratene Mädchen von früher mit den langen blonden Haaren vor mir. Ich sehe dann ihre tief liegenden Augen, in denen Scham, aber auch etwas von einer Anklage liegt. Dieser Blick hat mich seit dem Tod von Max daran gehindert, ihr gegenüber eine spontane Geste der Zuneigung zu zeigen, als ob er mich davor warnen würde, sie in den Arm zu nehmen. Jetzt in Frankfurt werde ich es versuchen, bevor es in diesem Leben zu spät sein wird. Mich plagt die Sehnsucht nach

all der versäumten Zeit gemeinsam mit meinem Kind.
Ich habe mir vorgenommen, diesmal mit Lena über die
Geschichte mit den Zwillingen zu reden.

Wien September 1965

Lena drückte ihre Nase an die Scheibe des Schlafzimmers, um besser in den Hinterhof sehen zu können. Dort stand ihr goldfarbenes Fahrrad, das sie zum Geburtstag geschenkt bekommen hatte, unter dem Dach des Holzschuppens und wurde spärlich von der im Wind schwankenden Hinterhoflampe beleuchtet. Am nächsten Morgen würde sie versuchen, einen anderen Platz dafür zu finden, denn bei starkem Regen wurde es im schmalen Unterstand nass. Sie hätte das Rad am Nachmittag in den Keller stellen sollen, doch sie hatte Angst, allein in die verwinkelten finsternen Gänge hinabzusteigen, die nach Schimmel und Moder rochen. Der Vater würde mit ihr schimpfen, weil sie keine Plane über das Rad gebreitet hatte, aber sie war so stolz auf ihr Gefährt und wollte, dass es alle im Hof sehen konnten. Stundenlang hatte sie am Vortag zahlreiche Runden im Hof gedreht und zuletzt war sie hinauf zur Schule gefahren, wo, wegen der Ferien, keiner der Schulkameraden anzutreffen gewesen war. Aber bald würden sie alle wieder zurückkommen, und Lena konnte sich auf die staunenden Blicke von Klara freuen, die sonst

immer die neusten Sachen in die Schule mitbrachte und stolz den anderen vorführte. Das hatte Lena oft geärgert, niemand sonst aus der Klasse konnte sich diese Dinge leisten. Klaras Vater war bei der Sozialistischen Partei in einer wichtigen Funktion und musste manchmal in andere Bundesländer zu Veranstaltungen fahren. Sie wohnte im weitaus großzügigeren Arbeiterwohnhof weiter drüben, wo die Fassaden teils mit Fliesen geschmückt waren. Wenn Lena das hohe Eingangsportal vom halbrunden Vorplatz her durchschritt, staunte sie jedes Mal über die Größe der metallenen Tore, deren Gitterstäbe an der Oberfläche grünlich schimmerten. Der Vater hatte Lena, noch bevor sie Klara in der Schule kennenlernte, auf den Spaziergängen in Floridsdorf vom Wohnbau im sozialistischen Wien der Zwanzigerjahre erzählt. Er hatte ihr auch diese große Wohnanlage gezeigt und erzählt, dass sich dort im Februar 1934 die streikenden Schutzbündler gegen das Bundesheer verteidigt hatten, das auf Geheiß des damaligen Bundeskanzlers Dollfuß mit schwerem Geschütz vorgegangen war. Auch in Bruck und Kapfenberg, wo er aufgewachsen war, sei in diesen Tagen gekämpft worden, und ihr Urgroßvater habe dabei sein Leben verloren. Lena wohnte mit den Eltern im Speiser-Hof, eine kleinere aber doch stattliche Wohnanlage, die aus mehreren ineinander verschachtelten Blöcken und Innenhöfen bestand. Sie war oft bei Klara zu Besuch, um mit ihr und Axel Hausaufgaben zu machen. Wenn sie die Treppen hinaufstieg, strich sie versonnen im Vorbeigehen

mit ihrem Zeigefinger an der Wand entlang und versuchte sich vorzustellen, wie bewaffnete Männer hier in Deckung gingen und mit ihren Gewehren im Anschlag aus den Fenstern spähten. Sie war bemüht, eine durchgehende Linie in gleichbleibender Höhe zu ziehen bis kurz vor Klaras Wohnungseingang im zweiten Stock, in einer ununterbrochenen Bewegung, ohne den Finger abzusetzen, denn nur dann würde sie sich etwas wünschen dürfen und nur dann würde niemals mehr gekämpft werden. Doch wenn es ihr nicht gelang und sie unaufmerksam mit der Fingerspitze abrutschte oder ihr auf den Stufen ein Erwachsener begegnete, vor dessen Augen sie ihr Tun verbergen wollte, um den Zauber nicht zu brechen, dann war ihr, als könnte etwas Unvorhergesehenes an jenem Tag geschehen, man konnte nie wissen. Solche Rituale erfand sie an den unmöglichsten Orten, immer wenn sie allein unterwegs war, vor sich hin trödelte, und es wurden mit der Zeit immer komplexere Aufgaben, denen sie sich hingab. Doch wenn sie dabei gestört wurde, fühlte sie eine Spannung und Unruhe in sich aufsteigen, die sie nur damit beenden konnte, wenn sie schnell ein neues streng durchdachtes Spiel erfand und es auch sofort ausführte. Mit ihrem alten Fahrrad hatte sie angefangen einen Kreis nach links und einen nach rechts zu drehen, bevor sie den Innenhof verließ, und am Anfang war das auch niemandem aufgefallen, bis die Mutter sie eines Tages ermahnte, sich zu beeilen, sie habe keine Lust, so lange auf sie zu warten, und dieses Schleifendrehen könne sie

sich abgewöhnen, damit würde sie ihr gehörig auf die Nerven gehen.

Die Mutter wollte zuerst das alte rostige Puch-Waffenrad, mit dem Lena bisher unterwegs war, reparieren lassen, aber der Vater hatte darauf bestanden, ein neues anzuschaffen, sie würde mit dem sperrigen Ding dauernd stürzen »den Bock schenken wir dem Karl, der kann sicher etwas damit anfangen« und dann hatte Karl Jagbauer, ein Freund des Vaters, das Fahrrad abgeholt. Er würde es neu lackieren, reparieren und verkaufen, ein bisschen Kleingeld könne man immer gebrauchen. Lena musste immer Bescheid geben, wohin sie mit dem Rad fuhr und mit wem sie unterwegs war, und wenn sie eine neue Freundin kennen lernte, dann sollte sie diese zuerst auf eine Limonade und belegte Brötchen nach Hause einladen und von oben bis unten durchleuchten lassen. Lena war gut in der Schule, sie brauchte nicht viel zu lernen, um den Unterrichtsstoff mitzubekommen, und war deshalb bei den anderen Mädchen beliebt und auch bei Klaras Eltern eine gern gesehene Nachhilfelehrerin, weil deren Bruder Axel mit dem Sitzenbleiben rechnen musste.

Der Regen trommelte stärker ans Fenster und Lena drückte ihre Stirn gegen die Scheibe, an deren Außenseite die Tropfen gemächlich das Glas hinunterliefen. Langsam verfolgte sie die Spuren des Wassers mit ihrem Blick, bis ihr schwindlig wurde. Es war kurz nach zehn Uhr abends, die Mutter saß im Wohnzimmer und wartete auf den Vater, der mit Jagbauer unterwegs war. Sie

dachte, dass beide in einem Beisl bei einem Bier hängeblieben seien, wie es öfter vorkam, wenn sie sich den Erinnerungen an die gemeinsame Mitgliedschaft bei den Kommunisten hingaben, denn auch Jagbauer war aus Protest, wie er sagte, bei keiner Fraktion mehr gemeldet und aus der Partei ausgetreten. Lena lugte durch den Spalt der angelehnten Türe zum Wohnzimmer, dort war die leise Stimme eines Radiosprechers zu hören, auf der Anrichte konnte sie die beleuchtete Senderskala des Gerätes sehen, deren Vorderfront sie mit zwei großen Drehknöpfen, die sie an Augen erinnerten, zu beobachten schien. »Mama, darf ich noch in den Hof hinunter. Ich möchte das Rad besser abdecken. Es wird ganz nass.« Die Mutter sah erstaunt von ihrem Kreuzworträtsel auf, blickte zur Uhr über dem Radio und ihre Stimme klang ärgerlich und angespannt. »Du gehst ins Bett. Wir suchen morgen einen besseren Platz für das Rad. Geh schlafen.« Lena war enttäuscht und zog langsam den Kopf wieder zurück, als mit einem Mal das Telefon im Vorraum klingelte und die Mutter hastig aufsprang. »Ja, Sie sind richtig. Ja. Wo sagen Sie? Wann? Ich komme sofort.«

Die Mutter sah Lena mit weit aufgerissenen Augen an. »Vater liegt im Krankenhaus. Ein Auto hat ihn angefahren.« Während sie sich umdrehte und den Mantel überstreifte, nahm sie Lena an der Hand und sagte, sie könne sie nicht mitnehmen. Bevor das Mädchen etwas fragen konnte, hatte die Mutter die Tür geöffnet, klingelte an der Nachbarwohnung und erklärte Tante Anna,

die im blumig gemusterten Schlafrock im Eingang stand, in Eile, was geschehen war. Lena nahm ein drückendes Ziehen in der Brust wahr und gleichzeitig stellte sie sich die Weite des Weltraums vor, in die sie zu stürzen drohte, haltlos. Tante Anna nickte, ohne viel zu sagen, und nahm Lena schweigend an der Schulter. Die hagerere alte Frau schob das Mädchen in den Wohnungsflur, schloss die Tür hinter sich und öffnete die dunkle warme Küche, in der es nach Kohl und Kartoffeln roch, dazwischen konnte Lena einen Hauch von Tante Annas Rosenseife wahrnehmen. »Mädel, wir machen uns jetzt eine schöne heiße Milch mit Honig.« Sie holte eine altrosafarbene schwere Wolldecke aus dem Schlafzimmer, drückte das stumme Mädchen auf einen der Küchenstühle, legte die Decke über Lenas Beine, versuchte sie ein wenig einzuwickeln, stellte ihre Füße auf einen mit weichem grünem Stoff gepolsterten Schemel, den sie unter dem Küchentisch hervorzog, und begann mit einem kleinen roten Emailtopf zu hantieren. Lena war es egal, was Tante Anna tat, sie war froh darüber, nicht mit der Mutter ins Krankenhaus zu müssen. Lena überfiel eine Müdigkeit, und nachdem sie die Tasse süßer Milch getrunken hatte, legte sie sich still unter das gelbe warme Licht der Stehlampe, die Tante Anna für sie die ganze Nacht brennen lassen würde, auf das Sofa im Wohnzimmer. »Gute Nacht Mädel, schlaf ruhig. Ich bin da. Es wird schon alles gut werden.«

London Juni 2011

Ich bin dabei, mir zu notieren, was ich alles vor der Abreise zu erledigen habe, einpacken, die letzten Arbeiten nach der Modenschau koordinieren und für Phillip und Theo, unseren Hund, einkaufen. Morgen bin ich mit Mutter in Bergen-Enkheim verabredet. Sie möchte mir zeigen, wo sie geboren wurde und die ersten Jahre ihres Lebens aufgewachsen ist. Immer noch habe ich Angst vor dem erneuten Aufbrechen der Streitereien, die uns seit meinem Auszug aus der Wohnung in Floridsdorf begleitet haben. Es gab seither immer wieder Zeiten, in denen wir uns mehrere Monate nicht gesprochen haben, nach dem Tod der Zwillinge länger nicht. Ich fühlte mich dann unbelasteter und freier. Zwei Jahre nach meinem Kontaktabbruch schickte sie mir zu Weihnachten ein Paket, das ich zuerst gar nicht in Empfang nehmen wollte. Mit gemischten Gefühlen löste ich die penibel verknotete Kordel, öffnete die mehrfach mit Packpapier umwickelte und fein säuberlich verschlossene Schuhschachtel langsam und staunte, darin den von mir gebastelten Weihnachtsschmuck vorzufinden. Die mit Stanniol beklebten Kartongirlanden und Engel, de-

nen ich weiße Taubenfedern als Zierde angeheftet hatte, sahen inzwischen etwas ramponiert aus, doch sie rührten mich, weil ich mich in den Zustand der kindlichen Inbrunst zurückversetzt fühlte, mit der ich damals Vater durch meine Basteleien davon zu überzeugen versuchte, all seinen atheistischen Widerständen zum Trotz einen Christbaum für uns zu besorgen. Ich hatte mir auch bereits die Argumente überlegt, wusste Vater doch in meinen Augen über alles am besten Bescheid und ließ selten Gegenstimmen zu seinen Überzeugungen gelten. Ich schlug ihm einen Ausflug nach Kapfenberg vor, wo ich mich an einen Fichtenwald am Aufstieg vom Redfeld zum Friedhof erinnerte, der dicht bepflanzt war mit jungen Bäumen, dort würden wir eine Tanne in der richtigen Größe für unser Wohnzimmer finden. Eines Abends, als er gut gelaunt mit uns am Küchentisch saß und von seinem Großvater erzählte, brachte ich meine Idee vor und war erstaunt, dass er sofort einwilligte. Vater freute sich, mit mir im Schnee, der in den letzten Tagen gefallen war und ihn in eine milde Stimmung versetzt hatte, die vorweihnachtliche Reise zu unternehmen. Er ließ jedoch offen, ob er sich vor Ort wirklich dazu durchringen könnte, einen Baum für einen derartig albernem Brauch zu opfern. Wir fuhren am darauffolgenden Sonntag mit dem Zug in die Steiermark. Nachdem wir zuerst ein paar Reisigzweige auf das Grab von Urgroßvater und Großvater gelegt hatten und sich meine Enttäuschung langsam zu verdichten begann, weil kein Wort mehr über unseren zukünftigen Christ-

baum gefallen war, sagte Vater, wir würden den Waldweg hinunter nach Redfeld nehmen. Auf der Reise zurück nach Wien saßen wir zufrieden in unseren Sitzen, die Mäntel dampften feucht, die beschlagenen Scheiben ließen die in der Dunkelheit versunkene Landschaft draußen ahnen. Während Vater nach einer Zeit in der Wärme eingeschlafen war, streifte mein Blick zufrieden von seinem entspannten Gesicht mit dem halb geöffneten Mund hinauf zu den grünen Nadelzweigen des über unseren Köpfen im Gepäcknetz verstaubten Baumes, der mit seinem nassen Waldduft das Abteil erfüllte. Am Heiligen Abend stand der Baum in unserem Wohnzimmer, geschmückt mit meinen Bastelarbeiten, mit Engelshaar und weißen Stoffmaschen, die Mutter aus einem alten Leintuch genäht und dann mit Stärke aufgebügelt hatte.

Tags darauf griff ich zaghaft zum Telefonhörer und bemerkte, wie mein Herz schneller zu pochen anfing, während ich einige Zeit dem Freizeichen zuhörte, das sich von dem in England unterschied und mir fremd geworden war, weil ich so lange nicht mehr mit Mutter in Basel telefonierte hatte. Nachdem sie endlich abgehoben und sich mit ihrer dunklen Stimme gemeldet hatte, überlegte ich, den Hörer wieder aufzulegen, aber dann bedankte ich mich für das unerwartete Paket und konnte sie fragen, wie es ihr ginge. Es folgten in den nächsten Wochen zaghafte Gespräche, in denen wir Vaters Tod und die Zwillinge ausklammerten. Ich bemühte mich, Mutter mit anderen Augen zu sehen, und wenn